

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
Band: 19 (1915)

Artikel: Die Verdienste der Berner um die Volkskunde im 18. Jahrhundert : Nachträge
Autor: Dübi, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-111726>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Verdienste der Berner um die Volkskunde im 18. Jahrhundert.

Nachträge.

Von Dr. H. Dübi, Bern.

Seitdem ich mich über dieses Thema in Heft 2 von Bd. XVIII (1914) des Schweiz. Archivs für Volkskunde geäußert habe, bin ich über verschiedene, darin erwähnte Punkte zu etwas abweichenden Resultaten gekommen, was mir Veranlassung gibt, berichtend und ergänzend auf diese Darstellung zurückzukommen. Ich schöpfe diese Berichtigungen teils aus Fr. von der Hagens „Briefen in die Heimat aus der Schweiz und Italien“ Breslau 1818, Bd. I S. 192 ff., teils aus den auf der Berner Stadtbibliothek aufbewahrten Tagebüchern des Pfarrers und Naturforschers Jakob Samuel Wytttenbach [1748—1830]. Der Zusammenhang zwischen diesen beiden Quellen ist gegeben in zwei Bemerkungen v. d. Hagens (a. a. O. Seite 126—127), die aus dessen zweitem Aufenthalt in Bern, im September 1816, stammen. V. d. Hagen, welcher „an der Spitze einer ganzen Karawane, die einen Hafen in Bern suchte, am 3. September abends hier eingelaufen war“, berichtet an seine Frau:

„Zuvörderst besuchte ich meinen lieben alten Freund, den Professor Studer, mit dem Gotthold und ich vor 15 Jahren zu Münster im Wallis zusammengetroffen und einen Regentag fröhlich verlebt hatten, sowie darnach mehrere andere hier in Bern. Er war fast unverändert, die kleinen Söhne aber auch schon Männer und Hausväter. Seine Insektensammlung, denen er eifrig nachjagte, hatte sich sehr vermehrt. Er kennt sehr gut die Volkssprache und sang uns damals mehrere Kuhreigen und Lieder zwischen den Bergen und Gletschern vor; in der langen Gestalt, mit dem langen gehörnten Alpenstock, erschien er uns wie ein alter Rhapsode. Die Sammlung von Kuhreigen, mit Sangweisen, zu dem neuen Alpenfest 1805 von Wagner, 1812 vermehrt von Kuhn, habe ich von Studer sehr berichtet erhalten, sowie mehrere andere alte Schweizerlieder als: Das Ober Hassler Lied, von Herkunft der Schwyzer aus Schweden, dabei die prosaische Erzählung desselben Inhalts, von Johann Fründ, um 1440 angeblich aus dem Latein verdeutscht, dann das Tellenlied, durch Hieronymus Muheimb erneuet und vermehret, und einige andere Schlachtlieder aus den Burgundischen Kriegen. Eine neue werthe Bekanntschaft daselbst war der Pfarrer Wytttenbach, ein freundlicher lieber Alter, welcher uns das Museum zeigte, worin mir besonders merkwürdig war ein ausgestopfter Hund, einer von denen, die auf dem St. Bernhardsberge von den Mönchen im Schneewetter mit Speise und Trank am Halse ausgeschickt werden, um die Verunglückten zu erquicken und zu retten.“

Aus diesem Berichte, den ich leider früher übersehen hatte, geht mit Sicherheit hervor, dass v. d. Hagen 1801, nicht 1802, wie ich angenommen hatte (a. a. O. Seite 66) einige Tage in Bern zubrachte, wohin er nach seinem Zusammentreffen mit Professor Studer im Goms wahrscheinlich über die Grimsel gelangt war. 1801 hat v. d. Hagen offenbar die Bekanntschaft mit Wytttenbach nicht gemacht, denn er nennt sie 1816 eine neue. Aus Wytttenbachs Aufzeichnungen würden wir also über v. d. Hagen auch dann nichts lernen, wenn nicht in denselben vom April 1801—Mai 1803 eine durch die Zeitereignisse genügend erklärte Lücke klaffte. Unter den wenigen in der Zwischenzeit im „*Monument d'Amilié et de Bienveillance de ceux qui ont daigné voir le petit Cabinet de J. Sam. Wytttenbach, Ministre, depuis l'année 1786*“ erwähnten Besuchern erscheint v. d. Hagen nicht. Seltsam aber ist, dass er auch 1816 fehlt, wo es nach Beendigung der napoleonischen Kriege in Bern so von Fremden wimmelte, dass es dem guten Pfarrer fast zuviel wurde. Er bemerkt darüber: „Im Jahr 1816 hatte ich Anlass viele Fremde zu sehen, von denen aber mehrere nicht sehr interessant waren: nur die mir geliebtern führe ich hier an“. Und unter diesen befindet sich v. d. Hagen, der sich gewiss nur aus Höflichkeit für Wytttenbachs naturhistorische Sammlungen interessierte, nicht.

Volkskundliches und Älplerlied lagen, wie wir früher (a. a. O. Seite 63) gezeigt haben, nicht ausserhalb von Wytttenbachs Ideenkreis, aber er hatte, nach vergeblichen Versuchen seine „Alpenreisen“ in einem Buche zusammenzufassen — von solchen Projekten ist in den Aufzeichnungen von 1808 und später wiederholt die Rede — alles Material an Professor Joh. Rudolf Wyss abgetreten, von dessen „Reise durch das Berner Oberland“ der erste Band 1816 herausgekommen war, wohl bevor v. d. Hagen Bern wieder betrat.

Wenn wir nunmehr vergleichen, was v. d. Hagen 1801 in Bern von volkskundlichem Material durch Professor Studer persönlich erhielt, was ihm von dem nämlichen 1808 zugeschickt wurde (vgl. a. a. O. Seite 66—67), was er endlich, wiederum von Samuel Studer (siehe oben Seite 85) 1816 in Bern erhielt, so gewinnen wir eine Übersicht über das Material, wie es bis zu dem letztgenannten Zeitpunkt den Berner Volksliedsammlern Studer, Kuhn, Wagner und Wyss vorlag. Es ist nicht allzureichlich, beweist aber immerhin, dass der Eifer und

das Verständnis für diese Dinge seit 1800 bedeutend zugenommen hatte.

Unter den Sammlern tritt die Gestalt Professor Samuel Studers in den gedruckten Briefen v. d. Hagens von 1816 noch mehr hervor, als ich dies früher (a. a. O. Seite 66—70) auf Grund der Korrespondenz von 1808 betont habe, und ich nehme gerne Veranlassung meine frühere Bewertung dieses Mannes zu korrigieren. Er scheint persönlich, nicht nur im Gefolge seines Bruders Gottlieb, für die Sammlung von Kuhreihen und Volksliedern tätig gewesen zu sein und war auch musikalisch, wie v. d. Hagen bezeugt, begabt und urteilsfähig. Ich stehe also nicht mehr an, ihn für die Mehrzahl der Dinge, die er 1801 und 1808 an v. d. Hagen übermittelte, als Geber aus erster Hand anzuerkennen. Dies umsomehr, als Gottlieb Sigmund Studer seit 1798 in amtlichen Stellungen dauernd von Bern abwesend war. Bei gelegentlichen Besuchen in der Vaterstadt kann er bei einer „Frau Studer“, die nach Wyttensbachs Aufzeichnungen 1805, und wahrscheinlich schon früher, eine „Campagne“ d. h. eine Sommerwohnung bei Bern besass, Quartier genommen haben. Auf einer Verwechslung mit dieser „Campagne“ beruht, was ich früher (a. a. O. Seite 68) von einem Garten vor der Stadt gesagt habe, in welchem Wyttensbach seinen Vetter Gottlieb Studer gelegentlich besucht habe. Damit fallen auch alle von mir für die Anwesenheit G. S. Studers während v. d. Hagens erstem Aufenthalt in Bern (1801) gezogenen Schlüsse dahin.

Auch auf einem andern Gebiet der Volkskunde war Professor Samuel Studer mit Erfolg tätig. Der von dem Maler F. N. König 1814 herausgegebenen „Reise in die Alpen“ hat er (Seite 127 ff.) eine noch heute lesenswerte und durch kritische Schärfe sich auszeichnende Abhandlung über den Stollenwurm beigegeben, ein zum Geschlecht der Drachen gehörendes Untier, über welches nach J. R. Wyss (a. a. O. Seite 422) 1817 „das Oberland noch voll von Sagen war und das nach unverdächtigen Zeugnissen vieler Landleute fast jährlich hier oder dort gesehen wurde“. Diesen Wahn hat der Naturforscher Studer gründlich zerstört, ohne der Sage als solcher zu nahe zu treten.

Der Bruder Professor Samuel Studers, dessen sich v. d. Hagen in seinem Brief aus Berlin vom März 1809 „noch mit Vergnügen erinnert, wenn es nämlich derselbe ist, der bei

Bern ein Landhaus hatte“, ist also nicht Gottlieb Sigmund, sondern der von Wytttenbach wiederholt als „Vetter Hauptmann Studer“ bezeichnete älteste Sohn des 1763 verstorbenen Schaffners Samuel Studer, Rudolf Daniel (1755—1835). Er betrieb den Beruf eines Metzgers, brachte es in seiner militärischen Laufbahn zum Jägerhauptmann und war auch in verschiedenen politischen und Verwaltungsämtern seiner Vaterstadt tätig.¹⁾ Zu Wohlstand gelangt, erwarb er in und um Bern Grundbesitz. Nach gefälligen Mitteilungen von Pfarrer Franz Studer aus der handschriftlichen Familienchronik kämen für 1801 in Betracht entweder das „Schwarztorgut“ an der Könizstrasse oder das jetzige Mädchenwaisenhaus an der Effingerstrasse. Beide lagen damals ausserhalb der Stadt vor dem oberen Tore. Jedenfalls war es aber nicht der Militär und Politiker Rudolph Studer, auf welchen Professor Samuel Studer v. d. Hagen in seinem nicht mehr erhaltenen Brief vom 22. April 1808 (a. a. O. Seite 67) als auf einen Sammler von Kuhreihen und Volksliedern aufmerksam gemacht, und mit welchem dieser in Verbindung zu treten sich vorgenommen hatte, sondern Gottlieb Sigmund Studer.

Um die Personalien der Familie Studer zu vervollständigen, so handelt es sich bei den „beiden lieben Söhnen“ des Professors, welche v. d. Hagen 1801 kennen lernte, die er 1808 grüssen lässt und die er 1816 als „Männer und Hausväter“ wiederfand, wohl um Daniel Friedrich Gottlieb, Apotheker, geb. 25. Juli 1790, verheiratet mit Elisabeth Scheidegger, und Samuel, geb. 24. Februar 1792, verheiratet mit seiner Cousine, Maria, Tochter des am 7. September 1808 in Langnau verstorbenen Gottlieb Sigmund Studer.

Während in der Nachkommenschaft des Professors die Liebe zu den Naturwissenschaften sich fortpflanzte und besonders in seinem dritten Sohne, dem 1794 geborenen Bernhard, einen glänzenden Vertreter fand, ist der Eifer für volkskundliche Forschung neben dem Zeichentalent und der Liebe zur Alpenwelt auf G. S. Studers einzigen Sohn, den 1804 geborenen, 1890 gestorbenen Gottlieb Studer übergegangen. Von seinen Verdiensten auf dem Felde der Volkskunde möchte ich nun im zweiten Teile dieses Artikels reden.

¹⁾ vergleiche über ihn und die Familie Studer und ihre Besitzungen den Aufsatz von Prof. Dr. E. BÄHLER, Das Egg-Gut zu Thierachern im NEUEN BERNER TASCHENBUCH auf das Jahr 1913; speziell die Seiten 87—93.

Nach Wytttenbachs Aufzeichnungen hinterliess Gottlieb Sigmund Studer am 7. September 1808 „eine ausserordentliche Menge gut gezeichneter Alpen- und Berge-Verkettungen, welche auf unsere Burgerbibliothek sollte angekauft werden“. Aus diesem Projekt ist nichts geworden; diese Schätze verblieben im Besitz der Familie und sind mit den Panoramen und Zeichnungen des Sohnes 1891 in den Besitz der Sektion Bern S.A.C. übergegangen. Eben dahin sind, z. T. auf Umwegen, die nicht schon bei Lebzeiten G. S. Studers verzettelten Sammlungen folkloristischen Charakters gekommen, die ich in meinem früheren Aufsätze (a. a. O. Seite 60—63, 71, 76—77) namhaft gemacht habe. Ausserdem weist der Bibliothekskatalog der Sektion Bern S. A. C. noch folgende Stücke als aus dem Besitz G. S. Studers und aus dem 18. Jahrhundert stammend nach: „Das Sefinenlied, das Guggisbergerlied; Verzeichnis von Kuhreihen; Drei schöne Kurtzweilige Lieder von denen Küheren und Bergen; das erste: Es ist kein solcher Stammen etc.; das zweite: Lasst uns alle lustig sein etc.; das dritte: Es sind einmal drei Gsellen etc.; Von den Gemeinden und Bergen im ganzen Oberland, Gedicht über die Talschaft Adelboden.“ Folkloristisches mögen auch die an J. R. Wyss (a. a. O. Seite 63) „durch Professor Studer aus dem Nachlass seines sel. Bruders überlassenen handschriftlichen Sammlungen, besonders zur Schilderung von Lauterbrunnen und Grindelwald“ enthalten haben.

Das über die Pilatussagen allfällig gesammelte Material G. S. Studers (a. a. O. Seite 65) scheint verloren, während eine Menge von Zeichnungen, Panoramen etc. aus diesem Gebirgsstock in den Händen seines Sohnes blieben.

Mit den Gebirgssagen und im besonderen mit der Blümlisalpsage hat sich nun der genannte Gottlieb Studer auf seinen 1825 beginnenden und bis 1883 fortgesetzten Alpenreisen intensiv beschäftigt, und wir finden Früchte seines verständnisvollen Sammeleifers sowohl in seinen gedruckten Werken als in den 18 handschriftlichen Bänden seiner „Bergreisen“, die in der Bibliothek der Sektion Bern S.A.C. aufbewahrt werden. Aus diesen Quellen will ich im folgenden einige bemerkenswerte Stellen herausheben. Als Studer im Jahre 1831 mit Professor Hugi das Urbachtal durchwanderte, notierte er sich die Überlieferung in der Gegend der Alp Schrätteren: „Wo jetzt alles mit zerschrudeten Eismassen belastet ist, soll in früheren

Zeiten die schöne Alp Renfen gewesen sein“. Diese vorsichtige Ausdrucksweise ist um so auffallender, als ihm wohl eine Notiz K. Kasthofers in dessen 1822 erschienenem Buche: Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Susten, Gotthard, Bernhardin und über die Oberalp, Furka, und Grimsel, bekannt war, die (Seite 299 f.) folgendermassen lautet:

„Auf dem Grunde, auf dem nun der Renfengletscher im Urbachtal ruht, war vor etwa 200 Jahren eine zu 40 Kühen geseiete Alpweide. Die Jahrzahl ist nicht genau zu bestimmen, wann der Gletscher in das Tal gedrungen; die obige Seigung von 40 Kühen aber ist allgemeine, vom Vater auf den Sohn übertragene Sage in der Gemeinde Geisholz, welcher die Alpweide gehörte. Der Rest der Alpweide, den der Gletscher übrig liess, wurde im Jahre 1569 der Gemeinde Grund verkauft und war damals nur noch zu 8 Kühen geseiet. — Der Renfengletscher hat vor einigen Jahren ein Stück Holz von einem Fichtenstamm ins Tal geschoben, auf dem eingehauene Buchstaben (wahrscheinlich Namenszeichen des Eigentümers, der den Baum gefällt oder behauen hat) sichtbar waren. — Auch das Tal, das nun der Gauligletscher ausfüllt, soll vormals Alpweide gewesen sein.“

Erst 1850 hat Studer diese Äusserungen Kasthofers, die in ihrer Quelle auf den Winter 1819/20 und auf die mündliche Tradition im Haslital, nicht auf Urkunden zurückgehen, als „Tatsachen“ in sein „Panorama von Bern“ (Seite 49) aufgenommen. Es geht aus Studers Worten nicht hervor, ob er die Vergletscherung der Renfenalp, wie die der Gaulialp, auf eine übernatürliche Ursache zurückführt oder, wie dies Kasthofer tut, auf die durch Kahlschläge der Alpenwälder herbeigeführte Verschlechterung des Klimas in den Berggegenden des Schweizerlandes. Auf diesem Standpunkt steht schon J. G. Altmann, welcher in seinem „Versuch einer historischen und physischen Beschreibung der Helvetischen Eisbergen“ (Zürich 1751) auf Seite 57 sagt: „In dem sogenannten Hassli-Land klagen die Einwohner, dass ein Berg, Gauli genannt, nach und nach mit Eis sei überzogen worden“. Uns ist der Ursprung der Tradition auch für den Renfengletscher klar. Der mit Zeichen der Bearbeitung versehene Fichtenstamm, welcher vom Gletscher ausgestossen wird, kommt mehrfach in der Überlieferung auch an anderen Orten (Gauligletscher, Grindelwaldgletscher, Aletschgletscher) vor und ist fast ausnahmslos ein Kennzeichen der Blümlisalp. Über diese zog Studer im weiteren Verlauf der Reise von 1831 bei den Sennen der Urnenalp folgende Erkundigung ein:

„Da wo jetzt der mächtige Gauligletscher den breiten Talgrund ausfüllt, war vor Zeiten als Besitztum einer reichen Sennerin die schöne Blümlisalp

gelegen. Noch vor wenigen Jahren soll das Gletscherwasser Holzwerk von einer Sennhütte aus dem Innern der Gletschermasse hervorgespielt haben. Schlechte Handlungen zogen jener Sennerin die Strafe des Himmels zu. Die Alp ward auf ewige Zeiten verflucht und unter der Eisdecke des Gletschers begraben. Die Sennerin, ihr kleiner Hund, eine fremde Person und die ganze schöne Herde gingen zu Grunde. Es wird nun diese Sennerin in der Gegend noch heut zu Tage mit dem Name^o Gauli-Weibchen (Gauli-Wibli) bezeichnet. Sie und ihr Hündlein sollen zuweilen den Hirten im Gauli erscheinen. So habe man das Hündlein einmal auf Schrätternalp durch ein Haus laufen sehen. Ein Mann, dem sie sich offenbarte, hörte von ihr die Worte ausrufen: J und mi Kathrin und mini Küh brün und min Hund Rhin müssen immer und ewig auf Blümlisalp syn. Hin und wieder soll auch das Glockengeläute des unsichtbaren Viehes vernommen werden.“

Genau in dieser an Ort und Stelle erkundeten Form und ohne eigene Weisheit einzumengen, hat Studer 1843 diese Sage in sein Erstlingsbuch: Topographische Mitteilungen aus dem Alpengebirge (Seite 27—28) aufgenommen und die analogen Sagen aus dem Turtmantal, vom Glärnisch, von der Unteraaralp, die er 1835, 1836 und 1839 an Ort und Stelle erkundet hatte, zum Vergleich herangezogen, in der richtigen Erkenntnis, dass „sie sich in ihren abweichenden Punkten einigermaßen selbst ergänzen“. Die Sage vom Turtmann-gletscher, wie sie Studer 1835 von den Hirten der Zenntumalp vernahm, lautet folgendermassen:

„Auf der Stelle, wo jetzt der Turtmann-Gletscher seine blauen Eislasten ausbreitet, befand sich einst die schönste Alp des Tales, Blümlisalp geheissen. Der Senn hatte ein schwarzes Hündlein und eine Jungfrau Namens Kathrin, mit welcher er ein unzünftiges Leben führte, während er seinen alten blinden Vater auf unmenschliche Weise behandelte. In einer Nacht brach ein furchtbares Hochgewitter los. Der harte Sohn befahl seinem Vater das entlegene Vieh einzutreiben. Dieser gehorchte mit bitterem Schmerz, von dem Sohne Übels befürchtend, wenn er seinem Gebote sich nicht fügen würde. Da geschah es aber, dass der blinde Vater, als er in den wilden Sturm hinausgetreten war, ohne sein Wissen in seltsamem Drange sich immer weiter von der Alp entfernte und dass alle Kühe ihm nachzogen. In derselbigen Stunde brach der Gletscher im Hallen des Donners los von den festen Höhen und bedeckte in vernichtender Geschwindigkeit die schöne Alp für immer mit seinen turmhohen Massen. Der strafwürdige Senn, das arge Weib und das Hündlein fanden ihr Grab unter den Trümmern der eingestürzten Wohnung und kein menschliches Auge wird den Ort so vieler Freveltaten mehr erblicken. Noch jetzt wollen die Talleute kurz vor eintretenden Wasserverheerungen zuweilen das schwarze Hündlein sehen und eine menschliche Stimme hören, die die Worte ruft: Ich und min Kathrin müssen immer und ewig auf Blümlisalp sin“.

Dies ist die älteste und darum recht wertvolle „Aufzeichnung aus dem Volksmunde“ der Turtmantalvariante der Blümlisalsage. Wie der Vergleich des Kommentars zu

Jegerlehners Sagen und Märchen aus dem Oberwallis (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, Nr. 9) S. 309 ausweist, ist sie auch unabhängig von literarischen Quellen. Von den neueren Aufzeichnungen unterscheidet sie sich dadurch, dass die um ihres Mitleids willen gerettete Tochter des alten Sennen noch fehlt, von der Gauligletschervariante, die ebenfalls frei von literarischen Einflüssen aufgezeichnet ist, hauptsächlich darin, dass nun die Personen der Frevler und die Art ihrer Verfehlung motiviert hervortreten. Aber eben diese Mängel in der Aufzeichnung von 1831 sprechen für die Unbefangenheit von Erzähler und Zuhörer.

Eine ganz ähnliche Sage aus den Glarneralpen erzählte Studer im Jahre 1836 ein zufälliger Begleiter, ein Mann aus Bettschwanden. Sie lautet, übereinstimmend mit der Aufzeichnung in den „Bergreisen“, in den „Topographischen Mitteilungen“, Seite 29:

„Auf der jetzt vergletscherten Oberplegialp am Glärnisch war ein Senn gewesen, der hatte sich versündigt mit einer Jungfrau Kathrin. Auf seinen Reichtum pochend liess er es dahin kommen, dass er ihr eine Treppe aus Käsen erbaute, während er seiner alten Mutter Mist zur Speise vorlegte. Da stürzte der übermütige Frevler einmal mit der Kathrin in eine Gletscherspalte und soll nun zuweilen ganz in Flammen stehend, von den Leuten gesehen werden und ausrufen:

O ich und Kathrin und Parein müssen immer und ewig unterm Firren sein“.

Auch diese Aufzeichnung stammt aus erster Hand und ist völlig unbefangen, wie schon die ungenügende Motivierung des Frevels und seiner Bestrafung, der sonderbare Name des Hundes u. a. beweisen. Eine ältere, vor 1836 publizierte Form dieser Variante ist mir wenigstens nicht bekannt.

Auf die über die Clariden bezügliche Variante treten wir hier nicht ein, weil Studer 1843 ihr nur die Worte widmet: „Eine ganz ähnliche Sage gilt von den Clariden.“ Was er davon wusste, hatte er nicht selber an Ort und Stelle erkundet, sondern verdankte er der Lektüre. Sowohl bei Scheuchzer (Naturgeschichte des Schweizerlandes, 2ter Teil, Zürich 1746, Seite 83) als bei J. R. Wyss (Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz, Bern 1815, Bd. I Seite 322—323), der auf Scheuchzer verweist, konnte er sich über die Claridensage Rats erholen und wir müssen es ihm Dank wissen, dass er uns diese Lesefrüchte nicht als eigene Erkundigung aufgetischt hat.

Im weiteren Verlauf seiner Reise von 1831 überschritt Studer mit Prof. Hugi von der Urnenalp im hintersten Ur- bachtal aus den Grenzkamm zwischen Gaudi- und Lauteraar- gletscher und besichtigte an dem letzteren die sog. „Kalte Herberge“, ein Jägerbiwak, von welchem noch zu reden sein wird. Im Jahre 1839 endlich besuchte Studer vom Grimsel- hospiz aus die Unteraaralp und erkundete über dieselbe folgendes:

„Der nun von der Aare zerfressene, von Geschiebe und den Eislasten eines Gletschers bedeckte Talboden soll einst eine fruchtbare Alp gewesen sein. Ihrer Zerstörung Ursache bildet den Stoff zu einer ähnlichen Sage, wie sie von dem benachbarten Gauligletscher erzählt wird. Hin und wieder sollen die Hirten der Aaralp mit der Erscheinung eines kopflosen Walliser Weibleins überrascht werden und ein Knecht des Grimselwirtes behauptete in allem Ernste, als er einmal die Ziegen gemolken, sei jenes kopflose Weibchen dicht zu ihm hingetreten.“

Auch diese Erzählung ist durchaus autochthon, dass heisst unabhängig von einer literarischen Quelle und alle vier Blümlisalsagen Studers bilden also eine wertvolle Ergänzung zu dem, was sein einziger Vorgänger Prof. Joh. Rud. Wyss in den oben genannten Idyllen etc. 1815 und in seiner „Mythologie der Alpen“ (Reise in das Berner Oberland Bd. II Seite 405—427) 1817 über den gleichen Gegenstand zusammengestellt hat. Es ist vielleicht an dieser Stelle nützlich die Angaben und Urteile von Wyss zu summieren, damit man deutlicher sieht, ob und wie weit Studer über ihn fortgeschritten ist. Nach Wyss „will es fast scheinen, als wolle das schweizerische Hirtenvolk in den Gemälden von der Herrlichkeit und Fruchtbarkeit der jetzt mit Eis- und Felstrümmern überschütteten Blümlisalpen sein verlorenes goldenes Zeitalter preisen.“ Der betreffende Sagenstoff ist nach ihm „einer der bekanntesten und verbreitetsten in der ganzen Schweiz.“ Immerhin ist Wyss genaueres über „Blümlisalpen, die das Andenken grauser durch den Zorn des Himmels wegen der Laster der Menschen plötzlich hereingebrochener Vergletscherung aufbewahren“, nur von den Clariden, von einer nicht näher bestimmten „beblünten Alp“ im Kanton Uri, „von dem Eisberg, die Frau im Amte Frutigen und von dem gletscherbeladenen Abhang der Jungfrau im Lauterbrunnental“ bekannt. Eine Zusammenfassung hat Wyss versucht in dem in Hexametern abgefassten Gedicht: Die Blümlisalp, das in den Idyllen I Seite 130—147 zu lesen ist.

In den Anmerkungen dazu (a. a. O. Seite 326) bemerkt Wyss ausdrücklich, dass er denjenigen Teil der Sage, in welchem von der Kuh Brändli, ihrem mit Dornen umkränzten Euter und einem durch Bruch des Schweigens vereitelten Versuch zu ihrer Erlösung die Rede ist, weder bei Scheuchzer gefunden noch im Oberland erfahren habe, sondern dass er aus der mündlichen Mitteilung eines Freundes stamme, welcher ihm auch die Sage von den Clariden und vom „Grenzstreit“ von einer Reise heimgebracht habe. Nach diesem Gewährsmann sollen „die eigentlichen Worte des Hirtengespenstes sein: Ich und min Hund Rhin und mi Chu Brändli und mine Kathri müssen ewig uf Klariden sin.“

So viel dürfte genügen, um den Standpunkt von Wyss zu präzisieren. Seine eigene Anschauung hat Studer 1843 in folgenden Sätzen niedergelegt:

„Es ist unverkennbar, dass die auffallende Übereinstimmung dieser in den entlegensten Winkeln ganz verschiedener Landesteile von den Älplern aufbewahrten Volkssagen auch auf eine gemeinschaftliche Herkunft der Bewohner dieser Landesteile schliessen lässt. Übrigens bietet das strafende Einschreiten göttlicher Gerechtigkeit gegen Sünde und Frevel den Grundton zu allen Schweizerischen Volkssagen von vergletscherten Alpen.“

Das trifft im ganzen das richtige; immerhin ist Studer entgangen, dass in der 1831 erkundeten Sage zwei verschiedene Elemente zusammengefloßen sind, das von dem weiblichen Dämon, der die Hirten schreckt, etwa auch einen zur Buhlschaft verführen will, und das von der Vergletscherung einer fruchtbaren Alp, die durch den Frevel eines Sennen und seiner Geliebten verursacht ist. Denn es ist klar, dass auch in der Sage vom Gauligletscher als Wortführer der Verdammten (siehe oben Seite 91) nicht das Gauliweibchen, sondern der frevelnde Senn gedacht ist. Studer oder schon seine Gewährsmänner von 1831 haben den Widerspruch gefühlt und deswegen die „unbekannte Person“ eingeschoben.

Über das Gauliweibchen belehrt uns J. R. Wyss (a. a. O. Seite 715) nach einer 1815 auf der Schrätternalp im Urbachtal gehörten Sage, sie sei eine von drei Schwestern, die „ohne dass die Sage meldet, wie, von wem und warum verflucht wurden und bis auf diesen Tag noch unerlöst auf hohen Haslerbergen sind, wo sie oft mit Spuck sich zeigen. Zuerst im Gauligletscher haust das Gauliweiblein und erscheint, von einem Hündchen begleitet, oft den Sennen in dem hinteren Urbachtal“. Ein Zusammenhang mit der Blümlisalpsage ist hier

so wenig zu spüren als bei den beiden andern Gespenstern, dem Engstlenfräulein auf der Engstlenalp und dem Geismaidlein auf dem Hasliberg. Im Urbachtal hat also die Sage, ohne dass literarischer Einfluss nachweisbar wäre, zwischen 1815 und 1831 sich in dieser Richtung weiter entwickelt und bis 1839 auch die Verbindung mit den analogen Sagen der Unteraaralp (siehe oben Seite 93) hergestellt.

Aber nicht nur diese Sage hat den Aarenglat an einer recht wenig wegsamen Stelle überschritten. Am 23. August 1825 wies auf einem Ausflug, den Pfarrer J. J. Schweizer vom Grimselhospiz aus zum Aaregletscher machte und den er mit andern „Schattierungen zum Lichtgemälde der Grimsel und der Grimselstrasse“ in den „Alpenrosen“ von 1827 beschrieben hat, der ihn begleitende Gemsjäger „redselig in der Nähe des Abschwungs, wo Lauteraar- und Finsteraargletscher zusammenstossen, ihm in tiefer Eiskluft die sogenannte Jägerhütte, eine schauerliche Felsenhöhle. Gerade hier habe Ahasverus, der ewige Jude bei seiner ersten Durchreise unter einer Reblauben geruht und in seiner Umgebung nur einen unermesslichen Weinberg gesehen, bei seiner Wiederkunft dann hier unter Waldgebüsch gesessen und die Gebirge mit Tannen, Fichten und Erlen bekränzt angestaunt, zum drittenmal kommend die Herberge mit starrem Eise verrammelt und nichts als Schnee- und Eisfelder angetroffen, dann aber prophezeit, dass er beim vierten Kommen vom Brienersee weg auf einem Gletscher nach dem Wallis wallfahren werde.“

Obschon die topographischen Angaben nicht genau stimmen, ist es doch so gut wie sicher, dass die „Jägerhütte“ identisch ist mit der oben (vgl. Seite 93) für das Jahr 1831 erwähnten und mindestens seit 1802 bekannten Jägerherberge in der Lauteraar.

Zweierlei ist für uns an dieser verhältnismässig alten Notiz — der ewige Jude ist im Kanton Bern nicht vor 1768 nachweisbar¹⁾ — wertvoll. Einmal dass auch hier Ahasverus und seine periodischen Wanderungen von Süden nach Norden, aus dem Wallis über die Alpen ins Bernerland, als Beweis für die angebliche Verschlechterung des Klimas herbeigezogen werden, ohne dass von einer Verschuldung der Einwohner, die solche Veränderung herbeigerufen hätte, die Rede ist.

¹⁾ vgl. darüber meinen Aufsatz ‚Vom Ewigen Juden‘ in der ZEITSCHRIFT des Vereins für Volkskunde 17 (1907), 126—128.

Sodann der merkwürdige Umstand, dass dieses Ausruhen des ewigen Wanderers an einer Stelle stattfindet, die ganz abseits seines üblichen Itinerars liegt, das ihn vom Matterjoch durch das Goms über die Maienwang und Grimsel das Hasletal hinunter führt. Wohl aber liegt seine „Herberge“ an dem Kreuzungspunkt der Blümlisalpsagen des Gaudi- und Lauteraargebietes. An diesem Punkte also hat die Sage zugleich mit dem ersten Jäger, der hier hinüber ging, den Aarengrat überschritten. Wann dies geschah, ist nicht zu bestimmen, aber es ist schwerlich zufällig, dass die Blümlisalpsage des Urbachtales ihre besten Analogien im Turtmantal und auf der Unteraaralp hat, die bis 1843 Eigentum von Wallisern aus Biel, Ritzigen und Glurigen im Goms war, die dort auch selber hirteten, und dass die durch das Paradiesmotiv im Innern zusammenhängenden Sagen vom Ewigen Juden und von der Blümlisalp zu beiden Seiten des Aarengrates fast zugleich und erst in dem Zeitpunkt auftauchen, wo der mit dem Jahre 1795 einsetzende touristische Verkehr vom Urbachtal ins Lauteraargebiet eine grössere Frequenz gewinnt. Ich bin also geneigt für die Blümlisalpsage im Urbachtal eine Zuwanderung von Süden, aus dem Wallis, in verhältnismässig später Zeit anzunehmen, während wir sie im Lauterbrunnental schon 1783 (vgl. „Die Verdienste der Berner etc. Seite 62) und im Kiental wenigstens 1815 (vgl. oben Seite 93) nachweisen können. Diese Daten scheinen mir für die Sagenforschung nicht ohne Bedeutung zu sein.
